

Während er sich suchend umsah, waren Flavia und ich von verschiedenen Seiten fast gleichzeitig bei ihm. »Ich hab das Buch! Ich hab das Buch!«, rief sie aufgeregt in mein Silky und merkte gar nicht, dass auch ich meinen Sohn bereits am Arm hielt.

Niemand ringsum hatte es bemerkt, und Stefan begriff es noch gar nicht. »Danke für das Buch«, murmelte ich in mein Silky. Im gleichen Augenblick erkannte Flavia mich, ließ meinen Sohn los und wandte sich seitwärts, den anderen Müttern zu.

Olivier, der sich indessen in unser Auto geschwungen hatte, das Bertrand und ich mit laufendem Motor hatten stehen lassen, kam uns bereits mit geöffneten Seitentüren über den Schulhof entgegen. Dann lief alles wie eine Kettenreaktion ab: Stefan blitzartig mit beiden Armen packen, anheben, kopfüber ins Auto drücken, hinter ihm auf den Rücksitz schlüpfen, ihm »Ich bin's Mama. Steig ein, schnell! Ich bin deine Mama!« zurufen und »Flavia, ich liebe dich!« ins Silky flüstern, die Autotür zuschlagen, mein Kind festhalten und ab. Nur ein groß gewachsener Mann mit Glatze schaute verwundert zu uns hin. Bertrand stieg rasch ein. Dann waren wir weg.

Jetzt erst, im fahrenden Auto, begann Stefan zu schreien: »Ich will raus! Ich will raus!« Wie Olivier vorher gewarnt hatte, klammerte er sich an den Türrahmen, riss an der Verriegelung, trat um sich, ein eiskalter Brocken mit knöchigen Fäustchen und Zähnen, der nach mir schnappte und zu schlagen versuchte, während ich ihn mit beiden Armen umklammerte. »Ich bin's, Mama. Still, mein Schatz, schrei nicht. Ich bin es, ich, deine Mama. Ich bin gekommen, um dich nach Italien mitzunehmen. Pssss! Still, still, schrei nicht!«

»Lass mich raus! Lass mich raus! Die werden dich in den Knast bringen, Mama!« Er schrie noch in meinen Armen und trat mit den Füßen und hielt mich doch schon mit den Händen fest und hörte, langsam still und weich werdend, alles, was eine Mutter ihrem Kind zuflüstert, das sie endlich nach einer so langen, schrecklichen Zeit wieder halten und wiegen und streicheln und küssen darf, und

wurde mit jedem Ton meiner Stimme aus einem angststarrten zitternden Etwas wieder mehr zu meinem Kind, das wie aus dem Koma der Verzweiflung erwachte.

Obwohl ich Stefan einredete, dass keine Gefahr für uns bestünde, zitterte ich innerlich vor Angst und Anspannung, weil mein Auto noch in M. stand. Was, wenn die Polizei unsere Spur bereits aufgenommen und es dort auf dem Parkplatz entdeckt hatte? Wenn sie dort schon auf uns warteten?

Doch Olivier fuhr mit schlafwandlerischer Sicherheit.

»Soll ich euch helfen? Habt ihr Schwierigkeiten?«, raffte ich mich auf, um ihnen zu zeigen, dass ich meine beiden Helfer nicht im Stich lasse, dass es mir nicht nur um das Kind ging, sondern darum, dass wir alle es schafften, als Team.

»Nein, nein«, antworteten er und Bertrand. »Rede du nur mit dem Jungen, damit er sich beruhigt. Kümmere dich nicht um uns. Wir fahren. Wir machen das schon.« Sie kannten den Weg, nahmen mir alles ab, damit ich ganz für mein Kind da sein konnte.

Vieles ging Olivier in diesen Augenblicken durch den Sinn, wie er mir später erzählte. Seine eigene schockierende Erfahrung, seine traurige Geschichte, Schmerz um seinen Sohn, Trauer, weil niemand das für ihn getan hatte, was er für meine Kinder und mich tat, nämlich handeln statt reden, aber auch Stolz, unser Lebensglück gerettet zu haben. Mir mit vollem Bewusstsein aktiv gegen deutsche Behördenwillkür helfend, war er von Anfang an absolut überzeugt, dass meine Kinder und ich durch das deutsche Jugendamt und das Familiengericht zu Justizopfern gemacht wurden, deren Unschuldsbeweise und Entlastungszeugen ignoriert wurden, um meine Kinder in Deutschland zurückhalten zu können.

»Sich in Sachen Kinderklau von deutscher Schönfärberei einlullen zu lassen und das Risiko einzugehen, uns, die modernden Opfer, die die Geschichte des Deutschlands von heute schreiben, nicht anzuhören, ist dreist, einfältig und gefährlich«, schrieb er später. »Ich bin stolz, zu der Minderheit derjenigen zu gehören, die Deutschland